

RINGEN UM HOFFNUNG IN DEN STÄDTEN

Richmond (Virginia, USA): Ein brutaler Massenmord in einer Wohnung am 14. Oktober schockierte eine Stadt, wo Schiessereien beinahe zu einem alltäglichen Ereignis geworden sind. Fünf Menschen wurden erschossen: eine alleinerziehende Mutter, ihr Freund und drei Kinder. Zwei weitere Jugendliche wurden verletzt, darunter eine Vierzehnjährige, die im siebten Monat schwanger war. Der Fötus starb. Der Tat verdächtig wird ein Drogenhändler, Vater des ungeborenen Kindes.

Das Blutbad erhöhte das Total der Morde in Richmond auf über 130 in diesem Jahr. Die Stadt steht nun mit ihrer Mordrate landesweit an zweiter Stelle.

Einen Monat zuvor hatte der Stadtrat von Richmond als Antwort auf die Mordwelle strenge neue Massnahmen angeordnet, darunter eine stark erhöhte Polizeipräsenz in den Strassen. In verschiedenen Stadtteilen wurden an einem bestimmten Abend alle einfahrenden Autos angehalten und zahlreiche Verhaftungen vorgenommen.

Mehrwöchige Pause

Am 14. September, am Vorabend einer Hauptsitzung des Stadtrates, welche

diese Initiativen ankündigen sollte, fand in der *Sacred Heart*-Kathedrale ein aussergewöhnlicher interreligiöser Gebetsgottesdienst statt. Zu Beginn lasen ein muslimischer Junge und ein griechisch-orthodoxes Mädchen die Namen aller jener vor, die in diesem Jahr in Richmond umgebracht worden waren. Darauf hallte der muslimische Gebetsruf durch die grosse Kathedrale, gefolgt von Gebeten, Lesungen und Musik aus der christlichen, jüdischen und muslimischen Überlieferung.

Viele führende Politiker der Stadt waren zugegen, aber es wurden keine Reden gehalten. Eine eindrückliche Rede- und Antwortliturgie forderte die einzelnen heraus, Verantwortung für die Situation zu übernehmen («Wir haben einander gehasst. Wir haben Groll gehegt aufgrund von Rasse oder Klasse, politischen oder wirtschaftlichen Unterschieden...») und rief die Teilnehmer auf, «untereinander einen Bund zu schliessen, um Änderung zu bewirken».

Die Idee zu diesem Anlass stammte von Bürgermeister Leonidas Young und Stadtdirektor Robert Bobb. Die Organisatorin, Cricket White, Stellvertreterin des Vorstehers für Entwicklung des Ge-

In dieser Ausgabe

Hoffnung in den Städten	1 + 8
Kampagne für saubere Wahlen in Brasilien	2
Grundlagen für die Freiheit: ein Demokratie-Kurs	2
Interview: Eine Palästinenserin und ein Israeli – ein Jahr nach der historischen Vereinbarung	3
Eine Begegnung: Der kambodschanische Patriarch Maha Ghosananda	6
Neue CD aus Australien: «Learning to live again»	8

meinwesens, gehört zum Team *Hoffnung in den Städten*, das diesen Sommer an den Konferenzen von Caux teilnahm und sich auch in Liverpool mit Vertretern der Stadtbehörde traf. Am Tag nach ihrer Rückkehr aus Europa wurde Frau White von Stadtdirektor Bobb angerufen, der sie bat, den Gebetsgottesdienst zu koordinieren. «Sie sind die einzige mir bekannte Person in der Stadtregie-

Fortsetzung auf Seite 8

MORGENBLADET

VÅRT LAND

Arbeiderbladet

HAMAR

Hamar Arbeiderblad

AKERS AVIS GRORUDALEN

den lokale budstikke

Der BTA-Besuch stiess bei der norwegischen Presse auf reges Interesse

«Schwarze Botschafter der Versöhnung»

So nannte die Osloer Zeitung *Vårt Land* die sechs jungen Afro-Amerikaner aus Atlanta (USA), welche nach Ende der Sommerkonferenz von Caux nach Norwegen reisten, wo sie eingeladen waren, über ihre Bewegung *Black Teens for Adancement (BTA)* und ihren Einsatz gegen Gewalt und Drogen unter Gleichaltrigen zu berichten. «Meinen Unterricht werden meine Schüler wohl vergessen, aber dies nicht», kommentierte ein Mittelschullehrer. Nebst Auftritten in Schulen und Jugendklubs traf sich die

BTA-Gruppe auch mit Vertretern der Polizei in den Städten Oslo und Hamar/Lillehammer. Ein Teil ihres Programms wurde von der Osloer Anti-Gewalt-Jugendgruppe *Non-fighting Generation* organisiert. Das lebhafteste Interesse, auf das die jungen Besucher überall stiessen, zeigte sich unter anderem in zahlreichen Zeitungsberichten und Interviews. Auch bei uns sei die Gewalt am Zunehmen, hiess es mehrmals; deshalb sei die vorbeugende Arbeit, die von solchen Gruppierungen geleistet werde, so bedeutsam.

Aktion «für saubere Wahlen»

Die Frage der Integrität im öffentlichen Leben beschäftigt heute mehr und mehr Menschen. In Brasilien zum Beispiel nimmt der Wahlbetrug leider fast unerträgliche Dimensionen an. So mussten die Richter des obersten Wahlgerichts aufgrund massiven Wahlbetrugs im Staat Rio de Janeiro die Gouverneurs- und Parlamentswahlen vom Oktober als ungültig erklären; die Wahl muss am 15. Nov. wiederholt werden.

Zwischen Fanatismus und Gleichgültigkeit

Zwei Phänomene, extrem und alpträumhaft, angesiedelt an den Gegenpolen menschlicher Erfahrung: das Sektendrama der Sonnentempler, eine Sackgasse des Fanatismus, und andererseits der Drogenumschlagplatz für Tausende Jugendlicher im ehemaligen Zürcher Bahnhof Letten.

Der Fanatismus, sei es jener der grossen extremistischen Strömungen oder der pseudo-mystischen Gettos, entwickelt sich zu einer Geissel unseres zu Ende gehenden Jahrhunderts. Er führt seine Logik ins Absurde; er reisst ganze Völker in die Selbstzerstörung oder den Völkermord. Zwanghaftes Sichgehenlassen, genährt von derselben Logik, geht soweit, jegliche Freiheit zu zerstören. Wo alles erlaubt ist, alles aufs gleiche herauskommt, überlässt man seinen Nächsten seinen eigenen Anwendungen und schliesslich seiner Zerstörung.

Aber hat der von den Weisen gepriesene «goldene Mittelweg» jemals Begeisterung ausgelöst?

Und doch hat es immer wieder Menschen gegeben, die es verstanden, Eifer mit Verantwortungsgefühl, ethische Überzeugung mit Respekt vor Andersdenkenden zu paaren. Ein Beispiel dafür war Frank Buchman, der die Moralische Aufrüstung ins Leben rief. Im Bestreben, dem anderen auf dem Weg zur Vollendung beizustehen, geduldig und mit Leidenschaft, sah er ein Mittel für den Menschen, sich sowohl von Extremen als auch von Halbherzigkeit, von Verdammung anderer wie von Gleichgültigkeit fernzuhalten. Freilich ist dies eine Gratwanderung, wo man nur behutsam vorankommt.

Liegt nicht zwischen dem Fanatismus und dem alles-Geltenlassen ganz einfach die Nächstenliebe?

Jean-Jacques Odier

Wie jüngste Meinungsumfragen bestätigen, erwartet kaum jemand noch etwas Gutes vom öffentlichen Leben. Einige enttäuschte Brasilianer wollten diesem Zustand nicht länger tatenlos zusehen. Da sie aus Taiwan erfahren hatten, dass sich vor zwei Jahren bei den dortigen Wahlen aufgrund einer Bürgerinitiative das Klima und die Wahlpraktiken in beträchtlichem Masse verbessert hatten (siehe C. I. 1-2/93), luden sie im Vorfeld des brasilianischen Urnengangs einige der taiwanesischen Initianten jener Kampagne ein, in Brasilien von ihren Erfahrungen zu berichten und zu zeigen, wie Ehrlichkeit ansteckend wirken könne.

Der dreiwöchige Besuch wurde von den brasilianischen Medien mit grossem Interesse verfolgt. Fünf Fernsehketten, zahlreiche Radiosender und Zeitungen widmeten der Schilderung von «sauberen Wahlen» beachtlichen Raum: «Kandidaten und Wähler ohne Kauf und Verkauf von Stimmen... Vielleicht meinen Sie, das sei eine Utopie, doch Taiwan kann einen erfolgreichen Beweis erbringen».

EUROPA

Demokratie-Kurs

Während dreier Wochen des Monats September fand in Tisbury, England, der zweite internationale Kurs Grundlagen für die Freiheit* statt.

«Ich hatte gedacht, der Kurs würde die Strukturen der Demokratie behandeln, aber es stellte sich heraus, dass es um moralische Werte ging, und das scheint mir noch wichtiger oder mindestens ebenso wichtig wie die Strukturen», sagte ein Student aus Moldawien und meinte dann: «Dieser Kurs ist wie der Zündfunke, der einen Verbrennungsmotor startet.»

Diese Bemerkung ist typisch für vieles andere, das in der Schlussbewertung dieser Tage formuliert wurde. 24 Teilnehmer aus 13 Staaten, mehrheitlich aus Mittel- und Osteuropa, waren zu diesem anspruchsvollen Programm angereist, welches die tragenden Werte einer wahrhaft freien Gesellschaft zu ergründen sucht.

Die ersten acht Tage waren den Themen *Freiheit, Nationalismus, politische Kultur, Markt und Moral* sowie dem *Familienleben* gewidmet. Dabei wurde immer wieder der Zusammenhang von öffentlichem und privaten Leben beleuchtet.

gen», schrieb der *Coreiro Braziliense*. In der Hauptstadt Brasilia wurden die Taiwanesen vom Präsidenten der Obersten Wahlkommission empfangen, und in Salvador de Bahia erkundigte sich der Kardinalprimas, Erzbischof Lucas Moreira Neves, ausführlich über die taiwanesischen Erfahrungen. In Rio stellte die Gewerkschaft der Handelsangestellten eine Sekretärin mitsamt Büro zur Verfügung, damit die vielen Fragen beantwortet werden konnten, die im Anschluss an die Medienberichte aus mehreren Bundesstaaten Brasiliens eingingen. Im Staat Vitoria veranstaltete der Präsident der Handelskammer zusammen mit Basisgruppen und Vereinen eine öffentliche Kundgebung, um gemeinsam mit der Bevölkerung mehr über die taiwanesischen Erfahrungen zu erfahren.

Es verwundert nicht, dass die brasilianischen Initianten öfters beträchtliche Opposition zu spüren bekamen. Dies bestärkte sie darin, ihre Aktion fortzusetzen, mindestens bis zu den Gemeindewahlen in zwei Jahren.

Parallel dazu wurde erörtert, ob und wie der einzelne auf die Gesellschaft Einfluss nehmen könne. Behandelt wurde auch die Bedeutung der persönlichen inneren Sammlung, der Erlangung tragender Perspektiven und der Bereitwilligkeit, Fehler einzugestehen.

Drei Tage im benachbarten Birmingham vermittelten einen Einblick in die britische Industrie, die Kommunalverwaltung und Freiwilligen-Organisationen.

Die Dozentinnen und Dozenten des Kurses kamen aus dem akademischen Bereich, aus Wirtschaft, Erziehung, Medien und Kirche. Meist blieb nach ihren Ausführungen auch Zeit für Fragen und Diskussion. Ein westeuropäischer Beobachter meinte, der Kurs habe ihn nachdenklich gestimmt, denn die Werte, welche die Demokratie funktionstüchtig machen, hätten sich bei uns im Westen weitgehend verflüchtigt.

* «Foundations for Freedom» (Grundlagen für die Freiheit) ist ein 1993 konzipiertes Schulungsprogramm der MRA, das aus den oben beschriebenen Kursen sowie Programmen besteht, die auf Einladung mit einem «mobilen Dozententeam» vor Ort durchgeführt werden können.

Mittlerer Osten: Fragen und Hoffnungen

Während die ganze Welt den Atem anhält, ob die Friedensgespräche zwischen Palästinensern und Israelis nun doch scheitern, während beiderseits einige beteuern, nichts werde sie vom eingeschlagenen Weg der Friedensgespräche abbringen, andere auf beiden Seiten schwören, Gewalt sei der einzige Weg, leben in Israel, in den autonomen und den noch besetzten Gebieten unzählige Menschen, die sich seit Jahren unbeirrt für Gespräche, Kontakte und gegenseitiges Verständnis einsetzen.

Unser Kollege Jean-Jacques Odier von der Zeitschrift Changer hat zwei von ihnen vor einigen Wochen während eines Aufenthaltes in Caux über ihre Hoffnungen und Sorgen befragt.

Die vife, schlanke und energische Palästinenserin **Nadira Kevorkian** ist Christin und Feministin, unterrichtet Sozialarbeit an der Universität von Bethlehem und Kriminologie an der Hebräischen Universität in Jerusalem.

Yehezkel Landau, breitschultrig, mit wachsamen, hellen Augen, unterrichtet seit mehreren Jahren in Jerusalem und setzt sich seit ebensovielen Jahren als Friedensaktivist ein. Zusammen mit einer muslimischen Familie und einem palästinensischen Christen leiten er und seine Frau das *Open House* von Ramleh, ein offenes Haus, das arabischen Kindern ein Erziehungsprogramm anbietet und als Begegnungsstätte für Juden und Araber dient.

Wir wissen, dass Sie sich beide darum bemühen, die stereotypen Vorstellungen zu zerstören, die Ihre beiden Volksgruppen voneinander trennen. Sind denn echte Begegnungen im Rahmen von Programmen, wie Sie sie im «Open House» organisieren, überhaupt möglich?

YEHEZKEL LANDAU: Ja, sie funktionieren auch recht gut, obwohl es schwierig ist, weil solche Bemühungen noch sehr selten sind. Die Menschen müssen eine Hemmschwelle überwinden, es ist ihnen vorerst nicht wohl dabei. Dies trifft vor allem für die israelischen Eltern zu, die ihre Kinder zu uns schicken. Die palästinensische Minderheit ist im allgemeinen offener und auch eher motiviert, den Kontakt zu suchen. Dies nicht zuletzt deshalb, weil für sie die Begegnung mit Israelis als Ebenbürtige eine völlig ungewohnte Erfahrung ist und sie im Alltag meistens Diskriminierung und Ungerechtigkeit erleben. Zwar kaufen Juden und Araber in Ramleh auf demselben Markt ein, grüßen einander, wohnen oft sogar in derselben Strasse, aber zu Begegnungen auf persönlicher Ebene kommt es höchst selten. So ist unser Zentrum ein Ort der Herausforderung, über die kommerziellen Kontakte hinauszugehen und sich wirklich kennenzulernen.

Kommen die Kinder auch schon mit Vorurteilen?

NADIRA KEVORKIAN: Da kann ich Ihnen aus eigener Erfahrung berichten. Für uns sind Beziehungen zwischen Arabern und Israelis nichts Neues. Als Kinder waren wir gewohnt, von den jüdischen Kindern beschimpft zu werden. Mit vierzehn begann ich, in einer Gerichtsstube beim Klassieren von Dokumenten zu helfen, um mir etwas Taschengeld zu verdienen. Damals wollte ich irgendwie möglichst wie die Juden sein. Übrigens sieht man uns ja keinen Unterschied an! Ich kenne Juden, die besser arabisch sprechen als ich, wir haben dieselben Essgewohnheiten, und dennoch waren sie immer bemüht, die Verschiedenheit, den Unterschied hervorzuheben. Besser gesagt, sie wollten uns auf unseren Platz verweisen. Wir haben mit ihnen gearbeitet, weil wir uns als normale Menschen fühlen wollten, ohne das Stigma des Andersseins.

Aber manchmal empfinde ich es auch als Vorrecht, anders zu sein. Als einzige vollzeitliche Professorin an der Rechtsfakultät der Hebräischen Universität werde ich gut behandelt, vielleicht sogar besser als die jüdischen Kollegen, weil sie alle für meine Bedürfnisse sehr feinfühlig sind.

Also könnte man sagen, dass jeder seine eigene Geschichte hat in diesen Beziehungen zu den Israelis, die bei jedem wieder ganz anders aussehen und von seinem nächsten Nachbarn widerlegt werden kann?

NADIRA KEVORKIAN: Als ich nach Jerusalem kam, änderte sich meine eigene Geschichte. Ich hatte früher keinen Groll gegen das jüdische Volk empfunden. An der Universität sprachen wir Hebräisch; zu Beginn wusste niemand, dass ich Araberin war. Ich wollte auch nicht, dass sie es herausfanden. Als ich aber meine Arbeit in Cisjordanien begann, verspürte ich zum erstenmal den Schmerz meines Volkes; ich schämte

mich und war zornig. Ich hatte Geschichte studiert, ohne je eigentlich etwas über «meine» Geschichte zu lernen. Man hatte mir die jüdische Geschichte beigebracht, den Nürnberger Prozess, die Dreyfus-Affäre... aber ich hatte nie gehört, was mit Palästina geschehen war. Mein Vater hatte das Thema nie vor uns erwähnt. Als ich mehr darüber zu lesen begann, wuchs das Gefühl, dass die Juden mich eines wichtigen Teiles meiner selbst beraubt hatten. Ob Sie es glauben oder nicht, erst vor sechs Jahren entdeckte ich die Farben unserer palästinensischen Fahne!



Frau Dr. Nadira Kevorkian

Fast die Idee, dass die Palästinenser ihren eigenen Staat haben sollten, allmählich Fuss unter den Israeli oder ist es erst die Meinung einer progressiven Minderheit?

YEHEZKEL LANDAU: Die Palästinenser sind eine eigene arabische Nation. Mehr und mehr Israeli geben dies zu, vor allem seit dem Krieg in Libanon und der Intifada. Die Frage ist jetzt, ob sich diese Nation in einem eigenen Staat, als Nachbarstaat Israels formieren soll. Die meisten Israeli fürchten sich noch vor palästinensischer Souveränität im Westjordanland und im Gazastreifen, ganz abgesehen von der Frage von Ostjerusalem. Mir ist ganz klar, dass die Palästinenser Jerusalem ebenfalls als ihre Hauptstadt ansehen und wir diese

Fortsetzung

heilige Stadt in Zukunft teilen müssen. Aber für die meisten Israeli ist die Idee eines palästinensischen Staates vor unserer Tür – so nah bei Tel Aviv und den Küstenstädten – immer noch eine furchterregende Vorstellung. Es geht also in dieser Phase darum, in dem einen kleinen Land sowohl die palästinensische Nation wie die israelische Selbstbestimmung unterzubringen; dieses gegenseitige Entgegenkommen kann nur durch methodischen Abbau der Angst auf beiden Seiten erreicht werden. Also muss ich zustimmen: Bis jetzt kann sich erst eine Minderheit der Juden mit dem Gedanken eines unabhängigen palästinensischen Staates abfinden.

Hat das Abkommen von vergangenen September die Angst noch geschürt?

NADIRA KEVORKIAN: Ich glaube, die Demonstrationen in Jerusalem und Tel Aviv beweisen, dass sich viele Juden wirklich fürchten. Die Rechtsextremen versuchen, die Leute davon zu überzeugen, ein palästinensischer Staat werde dazu führen, dass Israel von den arabischen Ländern allmählich erstickt werde. Dies erschwert die Aufgabe der politischen Führer.

Vielleicht denkt die Welt: «Israel hat ihnen Gaza und Jericho gegeben; das reicht.» Sie müssten aber einmal sehen, unter welchen Umständen die Menschen seit Jahren in den Flüchtlingslagern in Gaza eingepfercht sind! Und jetzt erwartet man von Arafat Unmögliches. Ohne Hilfe von aussen wird er es niemals schaffen.



Der Felsendom in Jerusalem vor über 90 Jahren.

«Mir ist ganz klar, dass wir diese heilige Stadt in Zukunft teilen müssen», meint Yehezkel Landau.

Was lässt Sie in dieser Situation hoffen?

NADIRA KEVORKIAN: Im Grunde bin ich zuversichtlich. Aber die Beziehungen zwischen der Volksfront, der PLO und den religiösen Extremisten sind sehr gespannt. Die Welt unterstützt die Idee des Friedensprozesses, hat aber keine Ahnung, was alles gelöst werden muss, bevor dieser wirklich funktionieren kann. Da sind die finanziellen

nicht, wie wir all diese Probleme lösen können.

Und dann beschäftigt mich ein Problem ganz besonders: die Rolle der Frau. Wir Frauen sollten eigentlich gleichberechtigt sein. Wir haben dafür gekämpft. Wenn ich aber das vorgeschlagene palästinensische Grundgesetz studiere, geht es nicht auf die Bedürfnisse der palästinensischen Frauen ein.

Finden Sie nicht auch, dass die im September 1993 erarbeiteten Beschlüsse sehr schnell in die Praxis umgesetzt worden sind?

NADIRA KEVORKIAN: Ja, das stimmt, und nur so war es überhaupt möglich. So werden wir zum Beispiel in der Westbank und im Gazastreifen einen eigenen Gesundheits- und Erziehungsminister haben. Das heisst, dass Erziehung und Gesundheitswesen von den Palästinensern verwaltet werden. Dies wiederum bedeutet, dass die Israeli nicht mehr über meinen Kopf hinweg beschliessen können, wie meine Kinder erzogen werden sollen.

YEHEZKEL LANDAU: Während der 27 Jahre unter israelischer Besetzung arbeiteten die Schulen in der Westbank nach dem jordanischen Lehrplan und jene in Gaza nach dem ägyptischen. Die Palästinenser hatten nie das Recht

«Wir müssen für unsern Anteil an dieser Tragödie und für ihre Lösung Verantwortung übernehmen.»

Yehezkel Landau

Gaza genügt also nicht; es ist erst ein Anfang. Übrigens reisen täglich über 127 000 Palästinenser aus Gaza und dem Westjordanland zur Arbeit nach Israel (wenn die Grenzen nicht geschlossen sind, Anm. der Red.). Israel hat diese Situation ganz geschickt gefördert, indem es keinerlei Industrieunternehmen oder Infrastruktur zulässt. Und jetzt erwartet es von Arafat, dass er das Unmögliche möglich macht.

Probleme, die Wasserfrage, das Problem der Arbeitsplatzbeschaffung...

Das palästinensische Volk hat einen hohen Bildungsgrad; vor allem jene, die in Europa oder den Vereinigten Staaten sind oder waren, haben eine gute Erziehung genossen. Diejenigen von uns, die in den besetzten Gebieten wohnten, haben weniger Schulung erhalten, das Analphabetentum ist verbreitet, die medizinischen Probleme sind riesig, die Kindersterblichkeit sehr hoch. Ich weiss

und die Möglichkeit, ihren eigenen Lehrstoff und Lehrplan zu erstellen.

Und was lässt Sie, Herr Landau, trotz aller Rückschläge noch hoffen?

YEHEZKEL LANDAU: Meistens bin ich kurzfristig pessimistisch und habe Hoffnung für die weiter entfernte Zukunft. Pessimistisch, weil sich so viele Probleme angehäuft haben und sich die Dinge so langsam ändern. Leid und Ungerechtigkeit waren in keiner Weise symmetrisch verteilt.

Wir müssen zu unserer Verantwortung dafür stehen, dass Israel eine Besatzungsmacht wurde und die Palästinenser zum besetzten Volk im Exil geworden sind. Es braucht eine Änderung des Bildes, das wir Israeli uns von uns selber machen. Wir müssen für unsern Anteil an dieser Tragödie und für ihre Lösung Verantwortung übernehmen.



Yehezkel Landau

Der Kern der grimmigen Realität ist, dass Israeli wie Palästinenser in sich äusserst gespalten sind. Wenn es beiden Seiten erst einmal gelingt, sich darauf zu einigen, wie ein palästinensischer und wie ein israelischer Staat aussehen sollte, wird es leichter sein, die beiden Konzepte zur Übereinstimmung zu bringen. Wenn Sie in Israel mit liberalen linksgerichteten Juden oder mit Nationalisten von rechts sprechen, stellen Sie sehr bald bei beiden eine Art Nostalgie nach den fünfziger und sechziger Jahren fest, als die Nation in einem gemeinsamen Un-

terfangen aufgebaut wurde. Die Einwanderer errichteten ein Land und eine Wirtschaft, opferten Materielles und Persönliches zum Wohl des allgemeinen Staates. 1994 sieht man vor allem viel Eigenliebe, persönliche Interessen werden verfolgt, man spekuliert an der Börse – es ist vor allem ein Rennen nach Reichtum und Wohlstand.

Sicherheit profitieren könnte, falls mit dem ehemaligen Feind Frieden geschlossen wird. Die Veränderung im Verhalten einzelner Personen, die von den Politikern so oft vernachlässigt worden ist, wird hier in Caux betont. So sind die hier hervorgehobene Reue und Vergebung unerlässliche Bestandteile jeglicher Versöhnung im Mittleren Osten.

«Vergeben und um Vergebung bitten genügen nicht. Es braucht auch Wiedergutmachung... In den Gesprächen hier ist mir auch aufgegangen, wieviel Leid wir Palästinenser den Libanesen zugefügt haben.»

Nadira Kevorkian

Wie können wir unter diesen Umständen den Segen Abrahams teilen, der für unsere beiden Völker gilt: «Alle Familien der Erde sollen durch dich gesegnet werden»? Diesem Ruf ist Abraham aus dem Irak nach Palästina-Israel gefolgt, dem Land, das man damals Kanaan nannte. Wir stehen also alle vor der Herausforderung, den Segen zu teilen, anstatt uns gegenseitig zu zerfleischen.

Hat Ihr Aufenthalt in Caux Ihnen in dieser Hinsicht weitergeholfen?

YEHEZKEL LANDAU: Dies ist mein dritter Aufenthalt hier. Leider konnte meine Frau diesmal nicht mitkommen. Ich habe jedesmal unseren heute sechsjährigen Sohn mitgebracht, damit er hier Menschen aus der ganzen Welt begegnet: Arabern, Palästinensern, Libanesen und Ägyptern. Damit er versteht, dass Araber Menschen sind wie er.

Als Lehrer und als Friedensaktivist habe ich aus den hier berichteten Erfahrungen sehr viel gelernt, vor allem von den Libanesen und Palästinensern. Dies hat mich in der Überzeugung bestärkt, dass wir in unserem Bemühen, die Beziehungen zwischen den beiden Seiten auf eine menschlichere Ebene zu bringen, eine moralische und geistige Grundlage brauchen, denn politische und wirtschaftliche Faktoren allein genügen nicht. Dies ist eigentlich zu schwach ausgedrückt, denn das Ganze könnte zusammenbrechen, wenn es vor allem darum ginge, wieviel Geld in Palästina investiert werden kann oder wieviel die israelische Wirtschaft oder die politische

NADIRA KEVORKIAN: Ich habe hier auch sehr viel gelernt, aber auf andere Art. Mir scheint zum Beispiel, dass Vergeben und um Vergebung bitten nicht genügen. Sonst ist es, als sagte man den Leuten: «Ihr könnt schlagen, ihr könnt töten und nachher einfach um Verzeihung bitten!» Es braucht auch Wiedergutmachung. In den Gesprächen hier ist mir aufgegangen, wieviel Leid wir Palästinenser den Libanesen zugefügt haben. Natürlich hoffe ich, dass sie mir vergeben werden, aber das genügt nicht. Vor allem hoffe ich, dass unser palästinensischer Staat in Zukunft einmal den Libanesen helfen wird, indem er als Wiedergutmachung etwas von dem ihnen zugefügten Schaden repariert.

Die Moralische Aufrüstung darf sich also auch nicht damit begnügen, Fragen der Moral zu behandeln. Wir müssen Wege finden, um die Ungerechtigkeit aufzuheben, und die Opfer der Ungerechtigkeit müssen entschädigt werden – so wie die Deutschen Wiedergutmachungsgelder an die Juden bezahlen. Meine Kinder und die kommenden Generationen von Palästinensern müssen wissen, dass auch sie eines Tages bezahlen müssen, falls sie ändern etwas antun. Dies wird uns helfen, es uns hundertmal zu überlegen, bevor wir jemandem Schaden zufügen.

Maha Ghosananda,
Oberhaupt der
Buddhisten Kambodschas

Meine erste Begegnung mit Maha Ghosananda, dem obersten Patriarchen von Kambodscha, hatte ich an einem heissen Nachmittag in Phnom Penh. Während ich durchs Tor seiner Residenz spähte, kam er mit tropfenden Händen aus dem Badezimmer. Ich war unangemeldet, ein Fremder. Er verbeugte sich, lächelte und bat mich herein.

Bis zu den letztjährigen Wahlen, die von der UNO überwacht und organisiert wurden, hatte sein Land während rund 23 Jahren kaum etwas anderes als Krieg und Zerstörung gekannt. Während jener Zeit waren Tausende von Maha Ghosanandas buddhistischen Ordensbrüdern umgekommen oder geflohen. Seine Bemühungen, in einem dermassen geschädigten Land Heilung herbeizuführen, haben ihm eine Nominierung für den diesjährigen Nobel-Friedenspreis eingetragen.

In Kambodscha heisst es, Maha Ghosananda sei ein wahrer Mönch: «Er gibt seine Tagesmahlzeit weiter, wenn jemand sie nötiger braucht.» In seinen Augen blitzt ein verborgenes Lächeln, das sich manchmal in ein ansteckendes, glucksendes Lachen oder sogar in völlige Ausgelassenheit umsetzt. Sein Innenleben scheint so abgeklärt zu sein, dass er seinem jeweiligen Gegenüber seine ganze Zuwendung schenken kann.

Einige Tage später sass ich dann auf dem Fliesenboden dem strahlenden Patriarchen gegenüber, dessen Name soviel heisst wie «grosser, freudiger Verkünder». Ich fragte, was ihn zum Mönchtum veranlasst habe. «Es ist in Kambodscha so üblich», sagte er, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt, ein eheloses, mittelloses Leben zu führen. Darauf erklärte er, das Wort *bhikku* (Mönch) könne mit «Bettler» übersetzt werden.

«Sehen Sie sich denn als Bettler?» warf ich ein.

Er lachte. «Ja!» erwiderte er und lachte noch mehr, «besonderer Bettler!» Wenn ich jetzt an jenes Gespräch zurückdenke, kriege ich Gänsehaut und bin verwirrt. Woher nimmt er diese Gelassenheit? Schliesslich war Kambodscha dem Seelenfrieden alles andere als förderlich. Das Land zählt mehr Blindgänger als Menschen und hat pro Kopf

mehr Amputierte als irgendein anderes. Schätzungsweise drei Millionen Kambodschaner wurden im letzten Vierteljahrhundert entweder hingerichtet, im Krieg getötet oder starben an Unterernährung und Überarbeitung.

Ob seine Familie unter dem Roten Khmer-Regime von Pol Pot gelitten habe?

«Ja», sagte er.

Ich sondierte weiter.

«Sie sind alle tot.»

Was konnte das heissen? «Ihre Eltern?»

«Ja.»

«Ihre Geschwister?»

«Ja.»

Als die Roten Khmer am 17. April 1975 die Hauptstadt Phnom Penh einnahmen, befand sich Maha Ghosananda im Dschungel in Thailand, wo er Meditation studierte. Täglich hörte er im Radio Nachrichten über Kambodscha und war von Angst gepeinigt. Sein Meditationsmeister riet ihm, sich auf seine geistliche Übung zu konzentrieren – Frieden im eigenen Herzen zu fördern – und die richtige Zeit für die Rückkehr zu seinem Volk abzuwarten.

Die Roten Khmer machten sich daran, eine klassenlose, von jeglichen Spuren «feudaler Sitten» und westlichen Einflusses gesäuberte Agrargesellschaft zu schaffen. Beamte der früheren Regierung, ethnische Minderheiten, Mönche und Nonnen, klassische Tänzer, Künstler und alle, die eine traditionelle Ausbildung genossen hatten, wurden zur Hinrichtung ausgesondert. Die buddhi-

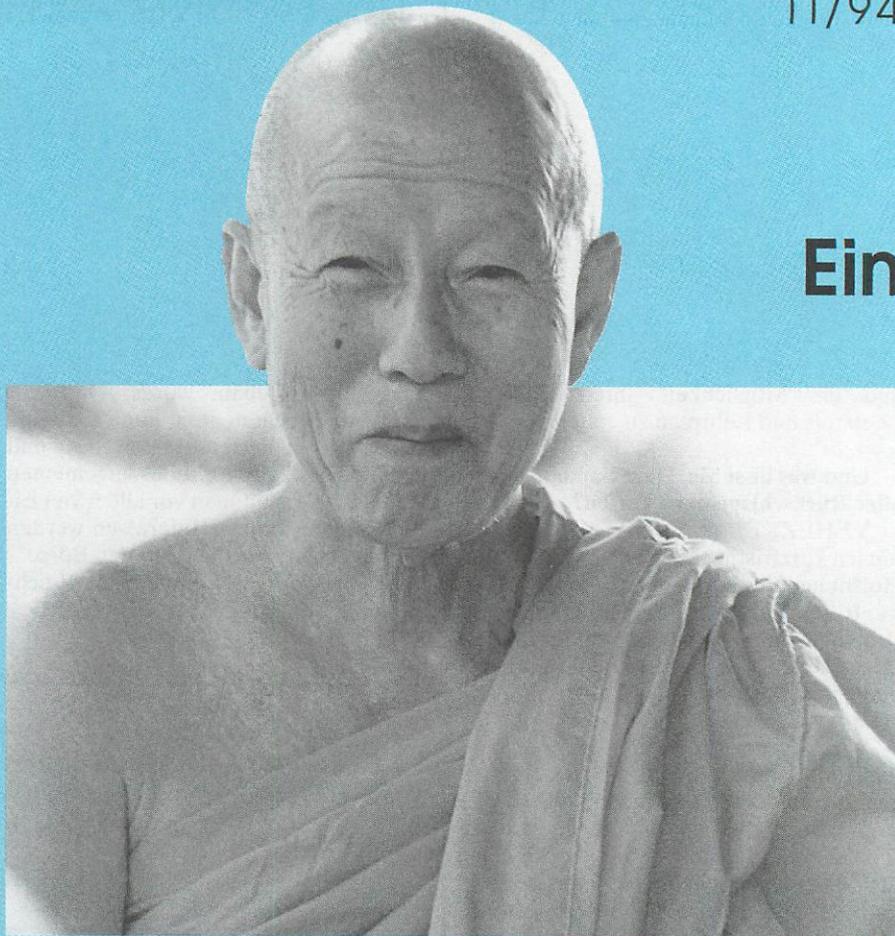
stischen Klöster wurden nicht nur geschlossen, sondern entweicht. Buddha-Statuen wurden zertrümmert, geköpft und für Schiessübungen benutzt. Alte heilige Schriften wurden verbrannt oder als Zigarettenpapier verwendet.

Wie er jenen gegenüber eingestellt sei, die versucht hätten, seine Religion zu zerstören, fragte ich Maha Ghosananda. Er blickte zu Boden und sagte leise: «Wir haben grosses Mitleid mit ihnen, denn sie kennen die Wahrheit nicht. Sie zerstören den Buddhismus – sie zerstören sich selbst.» Er war völlig frei von Verbitterung. Es war ein aussergewöhnlicher Augenblick.

Später hörte ich, ein anderer ausländischer Journalist habe Maha Ghosananda gefragt, wie es je möglich wäre, eine Botschaft des Friedens und des Mitgefühls an Pol Pot heranzutragen. Ausländische Journalisten frügen immer nach Pol Pot, habe Maha Ghosananda entgegnet und vorgeschlagen, der Journalist könne einen Anfang machen, indem er den Frieden und das Mitgefühl im eigenen Herzen vermehre.

Wie wird man Friedensstifter?

Für Maha Ghosananda kam 1978 die Zeit, seinem Volk beizustehen. Die «wandelnden Skelette», wie sie damals genannt wurden, welche die *Killing Fields* überlebt hatten, strömten aus den thailändischen Flüchtlingslagern über die Grenze zurück. Maha Ghosananda ging in die Lager, um dort buddhistische



Ein

«besonderer Bettler»

Tempel zu errichten. Und während er unter den Flüchtlingen herumging, überreichte er jedem mit geneigtem Haupt einen Zettel mit dem Lehrsatz des Buddha: «Hass wird nicht durch Hass überwunden; Hass wird durch Liebe überwunden. Dies ist ein ewiges Gesetz.»

1979 fielen die Vietnamesen in Kambodscha ein, und die Roten Khmer samt ihren Familien wurden ihrerseits gezwungen, entlang der thailändischen Grenze Flüchtlingslager zu errichten. Maha Ghosananda ging auch dorthin, um Buddhas Lehre der Liebe und der Vergebung zu verbreiten. Tausende weinten. Über die Misere jener Flüchtlinge sagte er mir: «Sie leiden so sehr; sie verbrennen sich selbst. Sie wollen Frieden; sie wollen Glück, und der Buddhismus gibt ihnen Frieden und Glück.»

Die Tatsache, dass Maha Ghosananda die Lehre Christi: «Liebet eure Feinde» konsequenter angewandt hatte als jeder mir bekannte Christ, flösste mir Respekt ein. Meine inneren Konflikte und Ängste begannen zu schmelzen, und ich wagte mich zur Frage vor, wie ein ganz gewöhnlicher Mensch wie ich ein Friedensstifter werden könne.

«Kümmere dich einfach um dich selbst», sagte er. «Liebe dich einfach selbst. Sei mitfühlend mit dir selbst. Dann bist du ein Friedensstifter. Friede beginnt bei dir.» Ich war verblüfft. Er sass friedlich zwinkernd da.

«Wenn ich mich selbst liebe, könnte es sein, dass ich jemandem etwas wegnehmen will», meinte ich.

«Wenn du dich in Wahrheit liebst», entgegnete er, «nimmst du andern Leuten nichts weg. Stehlen macht dich unglücklich, und es macht andere Leute unglücklich.»

fallend ähnlich, die Theologie sehr anders. Ob er religiöse Unterschiede als Konfliktstoff sehe, fragte ich ihn.

Er antwortete: «Wenn sie die Wahrheit kennen, gibt es keinen Konflikt» und blickte zu seinem Freund, dem Jesuiten Bob Maat hinüber, der in der hinteren Ecke des Raumes auf dem Boden sass. «Wie unser Freund mit Christus da – es gibt keinen Konflikt!» Der Patriarch zeigte aufs Büchergestell und meinte: «Die gehören alle ihm. Wir haben jetzt viele Bücher über Christus.»

Was meinte Maat dazu? Der blonde Amerikaner verwies auf Gandhis Ratsschlag, dass die Beschäftigung mit der Religion eines anderen mehr Erkenntnis über die eigene bringe. «Dies habe ich selbst erlebt», sagte er. «Ich habe von buddhistischen Freunden so viel darüber gelernt, was es heisst, Christ, Katholik und Jesuit zu sein. Maha Ghosananda sagte: «Wenn du für den Frieden in meinem Land arbeiten willst, dann komm und folge mir!» Er sagte mir nicht, was tun und wie, was sein, wie als Katholik handeln. Er sagte nur: «Komm, geh mit mir!»»

Die Granate explodierte nicht

Wie Hunderte von buddhistischen Mönchen und Nonnen ist Maat in den letzten zwei Jahren Maha Ghosananda auf Friedensmärschen durch die kambodschanische Landschaft gefolgt. «Die Leute sassen am Strassenrand», erinnert er sich, «mit einem Eimer Wasser und einem Räucherstäbchen – das war jeweils um drei oder vier Uhr früh, wenn wir unsere Märsche antraten. Und der Reihe nach segneten wir jeden einzelnen von ihnen mit Wasser und wünschten ihnen Frieden im eigenen Herzen, Frieden im

zwischen Guerillas der Roten Khmer und Regierungstruppen gerieten, während sie im Kloster eines Dorfes Rast hielten. Alle legten sich flach auf den Boden – ausgenommen Maha Ghosananda, der sitzend meditierte. Eine Granate kam durchs Fenster geflogen und landete vor der Buddha-Statue, explodierte aber nicht. Maha Ghosananda sagte: «Der Buddha hat uns gerettet!»

Vor einigen Monaten wurde Maha Ghosananda von König Sihanouk zu seinem Sonderbeauftragten für Umweltschutz ernannt. Die Wichtigkeit des Bäumeppflanzens und der Erhaltung des Waldes ist denn auch eines der eher weltlichen Themen, die Maha Ghosananda bereitwillig erläutert. Auf der Pressekonzferenz im Anschluss an seine Nominierung für den Nobel-Friedenspreis fragte jemand, ob sein Eintreten für das Bäumeppflanzens mit der weltfernen Berufung eines buddhistischen Mönches vereinbar sei. Maha Ghosananda antwortete, der Buddha sei unter einem Baum geboren worden, habe unter einem Baum Erleuchtung gefunden und sei unter einem Baum gestorben.

Eines Nachmittags begleitete ich Maha Ghosananda beim Besuch eines Dorfes am Ufer des Bassac-Flusses, etwa vierzig Meilen südlich von Phnom Penh. Nachdem wir reichlich zu Mittag gegessen und mehrere Kokosnüsse ausgetrunken hatten, zog sich jeder zu einer Siesta zurück. Als ich aufwachte, taumelte ich verschlafen den engem Gang entlang, Richtung Toilette. Plötzlich öffnete sich die Tür von Maha Ghosanandas Zimmer, doch bevor mir auch nur einfallen konnte, ihm den Vortritt zu lassen, sagte er: «Geh du zuerst!»

Gemäss dem buddhistischen Denken stellt sich Erleuchtung in dem Masse ein, wie das Ego sich auflöst. An die Stelle selbstbezogener Motivierung treten vier Eigenschaften: liebevolle Freundlichkeit, Mitgefühl, Freude am Wohlergehen anderer und heitere Ruhe. Maha Ghosananda bietet ein lebendiges Beispiel, dass Friede und Güte aus Konflikt und Leiden heraus entstehen können. Nobelpreis hin oder her, nichts wird ihn davon abhalten, seine Landsleute an ihr geistiges Erbe zu erinnern. Wieweit ihm dies gelingt, davon könnten Kambodschas Hoffnungen auf eine friedliche Zukunft abhängen.

«Wenn du dich in Wahrheit liebst...»

Darauf erwähnte er die fünf moralischen Gebote des Buddhismus: Verzicht auf Töten, Stehlen, Lügen, sexuelle Verfehlungen und den Genuss von Rauschgift. Anscheinend waren dies für ihn Leitlinien sowohl für die Liebe seiner selbst als auch des Nächsten. Als Christ konnte ich nicht umhin, Vergleiche mit meinem eigenen Glauben zu ziehen – die moralischen Grundsätze waren auf-

Land. Die Leute weinten bloss, besonders die Älteren. Es zeigte mir wirklich, dass man alle Tempel zerstören, einem Volk jedes Wahrzeichen und Sinnbild der Religion wegnehmen kann, aber aus dem menschlichen Herzen kann man sie nicht tilgen.»

Maat erwähnte einen Vorfall, wo einige Friedensmarschierer ins Kreuzfeuer

Learning to live again

von Mills & Miles

CAUX-Information

Redaktion

Marianne Spreng-von Orelli, Verena Gautschi,
Christoph Spreng, Margrit Schmitt-Gehrke

Administration und Redaktion

Postfach 4419, CH-6002 Luzern,
Telefon 041-42 22 13, Fax 42 22 14

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen

MRA Bücherdienst, Eggemann, Uhländstrasse 20,
D-45964 Gladbeck

Abonnement

Schweiz: Fr. 32.-, Deutschland: DM 42.-,
übrige Länder: sFr. 37.-

Postcheckkonten

Schweiz: 60-27255-8, CAUX-Information,
CH-6002 Luzern

Deutschland: 2032-751 Postscheckamt Karlsruhe,
CAUX-Information, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise

12mal jährlich

Druck

Brunner AG, Druck-Informatik-Verlag,
6010 Kriens

Fotos

Archiv, Odier, Spreng

Tausende neue CDs kommen jeden Monat neu auf den Markt. Warum also *Learning to live again*? Die Songs von David Mills bestechen durch ihren aus dem Alltag des Lebens gegriffenen Stil.

Im Alter von 13, kaum grösser als seine erste Gitarre, begann David Mills darauf zu zupfen. Mit 17 reiste er mit dem Musical *Wake Up Matilda*, welches einige seiner eigenen Lieder enthielt, quer durch Australien.

Seither trug er seine Gitarre von seiner Heimatstadt Melbourne rund um die Welt und spielte im kriegsgeplagten Eritrea, im Londoner Westend, in Schwarzenvorstädten Südafrikas, im Dschungel von Papua-Neuguinea, für Studenten in Bombay und Wissenschaftler in Washington.

Seien es seine Freunde, die Ureinwohner Australiens, oder die eigenen zwei Jungens zu Hause: David hat ihnen durch seine Songs etwas mitzuteilen.

Seit drei Jahren arbeitet er mit Alistair Miles, der seine Karriere in einer Teenage-Rock-Band in Melbourne begann und später die Norwegerin Hege, eine talentierte Vokalistin, heiratete. Er liess sich in Tontechnik ausbilden, arbei-

tete am *Victoria Arts Center*, aber stets war seine eigentliche Leidenschaft das Produzieren einer professionellen Musik, die einen befriedigenden Lebensinn vermittelt.

Die Arbeit an dieser CD dauerte länger als erwartet. Sowohl Mills als auch Miles hatten persönliche Herausforderungen durchzustehen: Alistair und Hege mit dem Tod einer neugeborenen Tochter, David durch eine gefährliche Hirnoperation. Daher ist *Learning to live again* (Das Leben neu erlernen), der Titelsong, aus eigener Erfahrung entstanden.

Während der Produktionsmonate in einem kleinen Studio in Melbourne wurde besonders auf die Qualität geachtet. In den Worten eines Kritikers bringt die CD «künstlerische Leistung und einen aus dem Leben gegriffenen Stil».

Mike Brown

Learning to live again von Mills and Miles

CD: Richtpreis sFr. 25.-
Musikkassette: Richtpreis sFr. 18.-

Zu bestellen bei:

Caux Verlag, Postfach 4419, 6002 Luzern,
Tel. 041 - 42 22 13, Fax 42 22 14

Zutreffendes durchkreuzen - Marquer ce qui convient Porre una crocetta secondo il caso	Adresse ungenügend insuffisante indirizzo in- sufficiente	Unbekannt Inconnu Sconosciuto	Annahme verweigert Refusé Respinto	Gestorben Décédé Decesso
	Abgereist Parti Partito			

11/94

CAUX
Information

HOFFNUNG IN DEN STÄDTEN

Fortsetzung
von Seite 1

«... die dies schaffen kann», sagte er. Umgehend setzte Frau White die ortsansässige Arbeitsgruppe *Hoffnung in den Städten* in Aktion, der auch führende Vertreter der verschiedenen Glaubensgemeinschaften angehören. Nach dem Gottesdienst und der Erhöhung der Polizeipräsenz trat in den Tötungsdelikten eine plötzliche, mehrwöchige Pause ein. «Die telefonischen Notrufe hörten einfach auf», sagte ein leitender Polizeibeamter.

Nun haben sie wieder eingesetzt, und der Kampf zur Beendigung der Gewalt geht weiter. Solange sich nicht alle mitverantwortlich fühlen, werden weiterhin Gewehrschüsse durch die Strassen unserer Städte hallen. Trotzdem: der Anlass vom 14. September war ein Schritt auf dem Weg zur Heilung.

Rob Corcoran

Auszeichnung

Das Video *Healing the Heart of America* (Amerika im Innersten heilen) über die gleichnamige Städtekonferenz im Juni 1993 in Richmond wird am jährlich stattfindenden 42. Film- und Video-Festival von Columbus (Ohio) Ende Oktober mit einer ehrenvollen Erwähnung ausgezeichnet. Eine Rekordzahl von beinahe 800 Beiträgen aus über 30 Ländern war für den Wettbewerb um die «Chris Awards» (für Dokumentar- und Informationsfilme) eingereicht worden; der Wettbewerb ist der älteste und einer der berühmtesten seiner Art in den Vereinigten Staaten.